

Ersteint
wöchentlich 2 Mal
(Dienstag und Freitag.)
Abonnementspreis
vierteljährlich 1 Mark.
Eine einzelne Nummer
kostet 10 Pf.
Inseratenannahme
Montags u. Donnerstags
bis Mittag 12 Uhr.

Wochenblatt

Ersteint
wöchentlich 2 Mal
(Dienstag und Freitag.)
Abonnementspreis
vierteljährlich 1 Mark.
Eine einzelne Nummer
kostet 10 Pf.
Inseratenannahme
Montags u. Donnerstags
bis Mittag 12 Uhr.

für
Wilsdruff, Tharandt,

Rossen, Siebenlehn und die Umgegenden.

Amtsblatt

für die Königl. Amtshauptmannschaft zu Meißen, das Königl. Amtsgericht und den Stadtrath zu Wilsdruff.

Nr. 34.

Freitag, den 28. April

1882.

(Eingefandt.)

So vielseitig die Fortsetzung der Triebischtalstraße gewünscht wird, so steht die Erfüllung dieses Wunsches unter jetzigen Verhältnissen wohl noch in weiter Ferne. Heute gilt einmal der Grundsatz, daß das zu Bezirksstraßen nöthige Land unentgeltlich hergegeben wird. Es ist dies, nachdem man bis vor wenig Jahren solche Ländereien auskaufte und angemessen bezahlte, wohl etwas hart, doch Zeiten u. Verhältnisse bleiben einmal nicht immer dieselben. Glücklicherweise die Gegenden, welche in der guten Zeit, wo die Kassen gefüllt waren, sich dazu gehalten und strotz Wege u. Straßen gebaut haben. Doch immerhin ist dieser Straßenbau auszuführen, wenn einzelne Besitzer und Gemeinden, in deren Interesse es zunächst liegt, nach dem Sprichwort: Einigkeit macht stark, mit Eifer und gutem Willen ans Werk gingen. Nach Einsenders Ansicht wäre eine kostspielige, nach den Regeln der Chausseen gebaute Straße nicht nöthig und genügt ein gut grandirter Communicationsweg. Daß solche Gemeinden und Private ohne Zuziehung technischer Kräfte recht gut auszuführen und zu erhalten im Stande sind, ersieht man an vielen öffentlichen Wegen des Freiburger und Meißner amtshauptmannschaftlichen Bezirkes. Würden z. B. die im Triebischtal sich entlang ziehenden Holz- und Wiesenwege theilweise benutzt, würden kleine Bogen nicht gescheut, um kostspielige Brückenbauten zu vermeiden, werthvolles Wiesenland zu schonen, legte man den Straßentract etwas erhöht, an die seitlichen, zumeist aus Holzländereien bestehenden, mild ansteigenden Lehnen an, so würde man ohne zu große Opfer zum Ziele gelangen, da ja außerdem an guten Steinmaterial nirgends Mangel ist. An den nöthigen Zuschüssen aus Bezirksmitteln würde es gewiß nicht fehlen, die hohe Staatsregierung würde, wie sie es immer gern thut, auch dies wohlthätige Unternehmen bestens unterstützen. Beantrage man doch eine Localbesichtigung durch Amtshauptmannschaft und Bezirksvertretung. Einsender kann sich immer des Gedankens nicht entschlagen, daß nur dadurch die mangelhafte Verbindung mehrerer Orte unter einander, der für die ganze nahe und weite Umgegend so nöthige Anschluß des oberen Triebischtales zur rechten Einsicht und Kenntniß der competenten Behörden käme. Wir haben im deutschen Reiche, wie speziell in Sachsen, Erfahrungen genug dafür, das einzelne von allem Verkehr abgeschlossene Gegenden sich bald hoben, nachdem ihnen gute Verkehrswege eröffnet wurden, und daß z. B. Frankreich seinen Wohlstand zum großen Theil seinen prächtigen Land- und Wasserstraßen mit zu verdanken hat, ist wohl erwiesen. Wenn heute noch Jemand sagen wollte, nur keine Straße ins Dorf, die führt uns Bagabonden und Militär zu, so wäre das thöricht und lächerlich. Dem Bagabondenweisen begegnet man Gott sei Dank in neuerer Zeit durch gemeinsame Mittel und daß das Militär in Kriegszeiten auch die abgelegenen Orte findet ist uns wohl noch von 1866 im Gedächtniß. Die Zeiten, wo in solcher Noth sich Menschen und Thiere in die Wälder flüchteten, sind vorüber. Auf die Sache selbst noch einmal eingehend, erlaubt sich Einsender darauf hinzuweisen, wie wenig schwierig nach den im Eingange gegebenen Andeutungen z. B. die Strecke von der Dresden-Freiburger Chaussee ab bis unterhalb Helbigsdorf in Nähe Kirstens-Mühle zu bauen wäre. Wie kurz würde diese Verbindung zwischen Helbigsdorf, Herzogswalde und Mohorn im Gegensatz zu dem über die Berge führenden Wege, wie ruhig und angenehm, von Schneewehen zur Winterszeit frei! Gleiches gilt von der Strecke Helbigsdorf bis zur Wilsdruff-Rossener Chaussee. Wie vortheilhaft könnte dann von hier ein Zugangsweg zwischen Blankenstein, Steinbach, Mohorn, diese Orte in bequeme u. nahe Verbindung bringend, angelegt werden. So mögen denn diese wohlge-meinten Worte eines Unparteiischen nicht ungeprüft und unerwogen verhallen, vielmehr zum Handeln Anregung geben. L.

Mittheilungen über Obst- und Gartenbau.

Wie können ungünstige Bodenarten für den Obstbau vortheilhaft verbessert werden?

Beim Pflanzen eines Obstbaumes müssen wir zunächst den Erfahrungssatz festhalten, daß jede Obstart, wie sie auch heiße, mehr oder weniger einen von Natur frächtigen, an mineralischen Nährstoffen reichen, nicht aber durch künstliche Düngung mit organischen Stoffen überjätigten Boden zu ihrem vollkommenen Gedeihen voraussetzt. Ein sandiger Lehm-, Thon- oder Mergelboden entspricht diesen Bedingungen am besten, indem er einerseits an den dem Obstbaume zuträglichen Substanzen reich genug, andererseits aber auch durch das Vorhandensein von Sand nicht so bindig oder streng ist, daß er den Wurzeln die notwendige Einwirkung der atmosphärischen Luft entziehen oder sie durch zu großen Feuchtigkeitsgehalt beeinträchtigen könnte.

Nicht immer jedoch steht uns eine so günstige Zusammensetzung des Bodens beim Pflanzen von Obstbäumen zur Verfügung, und wollen wir deshalb hier drei Bodenarten besprechen, welche uns am häufigsten hinderlich entgegenreten. Diese sind der reine Thonboden, der steinige Kalk- und der nahrungslose Sandboden.

Der reine Thonboden ist dem Obstbaume geradezu schädlich deshalb, weil er mehr wie jeder andere schwere Boden die einmal aufgenommene Nässe festhält und hierdurch auch zu kalt wird. Kälte und Nässe schaden aber dem Obstbaume und rufen Fäulniß der Wurzeln, Krebs und andere gefährliche Krankheiten hervor. Bei anhaltender Hitze und austrocknenden Winden trocknet der Thonboden infolge seiner zu großen Bindigkeit nur ungleichmäßig ab, hierdurch entstehen Risse, welche häufig die nahe an der Oberfläche liegenden zarten Saugwurzeln

zerreißen; endlich aber verhindert der Thonboden auch die notwendige Einwirkung der atmosphärischen Luft auf die Wurzeln und somit die günstige Entwicklung dieser selbst.

Es ist deshalb notwendig, in einem solchen Boden nur Frühjahrs- und Sommerpflanzung anzutenden, indem durch das bedeutende Absorptionsvermögen desselben übermäßige Feuchtigkeit während des Winters aufgenommen, hierdurch zu große Kälte erzeugt und durch diese das Erfrieren der Wurzeln bei Herbstpflanzung, wie durch jene das Faulen derselben verursacht wird; die Pflanzgruben jedoch müssen schon zeitig im Herbst und zwar mindestens 1 m tief und weit ausgeworfen werden. Die neben der Grube ausgeworfene Erde wird durch die Winterfeuchtigkeit, den Frost und die Luft ihrer Bindigkeit zum Theil beraubt und hierdurch schon weniger nachtheilig; doch ist es gut, oft sogar notwendig, einen solchen Boden durch Zusatz von Sand und Kalk zu verbessern, wodurch er dann, wenn nicht auch der Untergrund ganz undurchlässig ist, sich für unseren Zweck vortreflich eignet.

Während feuchte Kalk- und Keuperböden dem Obstbau im allgemeinen sehr dienlich sind, werden sie da, wo sie infolge eines zu stark durchlassenden Untergrundes die Feuchtigkeit sofort wieder verlieren, mitunter so steril, daß auf ihnen nicht einmal eine kümmerliche Grasvegetation sich dauernd erhalten, geschweige denn ein Obstbaum genügend Nahrung finden kann. Ist nun ein solcher Boden, wie dies sehr häufig vorkommt, auch noch sehr steinig, so sind vor allem beim Auswerfen der Pflanzgruben diese Steine, da sie das Eindringen der Wurzeln zur Seite und in die Tiefe verhindern, sorgfältig zu beseitigen, die Gruben so tief wie nur irgend möglich auszuwerfen und die vorhandene Erde durch einen starken Zusatz von Thon zu verbessern, wodurch sie bindiger wird, die Feuchtigkeit länger hält und auch einen genügenden Borrath an mineralischen Nährstoffen in sich aufnimmt.

Lehmlich wie beim Kalkboden verhält es sich auch beim Sand; doch finden wir häufig bei nahrungslosen Sandböden einen Lehmuntergrund und in diesem ein passendes Mittel, durch tiefes Rigolen den Sandboden ohne großen Kostenaufwand genügend zu melioriren. Wo jedoch ebenfalls sehr durchlässiger Untergrund alle Feuchtigkeit abjorbt, müssen wir wiederum durch Beimischung von Thon dem Boden den notwendigen Gehalt an Nährstoffen verschaffen.

In sehr nassen Lagen empfiehlt sich bei schweren und wenig durchlassenden Bodenarten auch die Hügelpflanzung, welche in der Weise ausgeführt wird, daß man ebenfalls — wenn auch nicht so tief — eine Pflanzgrube auswirft, um die untere Erde zur Ausnahme der Feuchtigkeit genügend locker zu machen, dabei auch den Boden, wie bereits angedeutet, verbessert, jedoch den Wurzelballen des zu pflanzenden Baumes erst, nachdem die Grube wieder vollständig zugeworfen wurde, oben auf die Baumscheibe aufsetzt und mit guter Erde ausfüllt, umgibt und bedeckt, so daß ein Hügel entsteht, der mindestens 1 Meter Durchmesser hat und 40—50 Ctm. über der Erde erhaben ist. Hierdurch werden die schädlichen Einflüsse zu großer Feuchtigkeit beseitigt. Selbstredend muß ein starker Pfahl in die Sohle der vorher ausgeworfenen Pflanzgrube eingeschlagen und der Baum nach dem Pflanzen an diesen so angebunden werden, daß ein Entwurzeln desselben durch den Wind unmöglich ist.

Ueber Gurkenkultur.

Jedermann hält die Gurkenkultur für einen so einfachen und allgemein verständlichen Zweig des Gartenbaues, daß einige Bemerkungen über dieselbe fast überflüssig erscheinen möchten. Trotzdem aber wird ihr Erfolg noch sehr häufig durch mancherlei Mißgriffe gefährdet, sogar bei sonst einsichtsvollen Praktikern.

Die gewöhnlichsten und nachtheiligsten Fehler in der Gurkenkultur sind folgende:

1. Man hält zu viel auf Nebenmüzung. Es kommt nämlich häufig vor, daß man in der Mitte der Beete, oft nur 15—30 Ctm. von einander, Gurken, zu beiden Seiten aber Sellerie, Kohlrabi, Kohlrabi und alles Mögliche dicht gedrängt auspflanzt, in der Voraussetzung, daß hierdurch der höchste Gewinn erzielt wird. Doch meist schlägt diese Hoffnung fehl, weil hierdurch die Hauptmüzung, nämlich die Gurkenpflanzen, zu sehr in ihrer Entwicklung beeinträchtigt werden.
2. Man erzieht die Gurkenpflanzen gewöhnlich in Warmbeeten und pflanzt sie dann erst auf Beete. An sich ist zwar diese Methode nicht nachtheilig, kostet aber Zeit und Mühe. Nachtheilig aber wird sie unstreitig dann, wenn die Anzucht, wie in der Regel, recht frühzeitig, gewöhnlich schon im April bewerkstelligt wird, weil alsdann die Gurkenpflanzen häufig erfriert oder doch der Art beeinträchtigt wird, daß sie sich den ganzen Sommer hindurch nicht recht erholt.
3. Die Gurkenbeete werden gar zu oft, und sogar um die Mittagszeit, begossen, und obendrein mit kaltem Brunnenwasser. Hierdurch veräuert der Boden und die Pflanzung wird zu manchen Krankheiten disponirt.

Am besten verfährt man bei der Gurkenkultur in folgender Weise: Frühzeitig im April werden die zur Gurkenzucht bestimmten Beete frisch umgestochen und mit dem im Mistbeete oder schon im vorigen Herbst im Freien erzogenen Kopfsalat bepflanzt. Die Mittellinie bleibt wie gewöhnlich leer. Eine frische Düngung wird nur dann gegeben, wenn der Boden nicht in gehöriger Kraft steht. Zwischen dem 5. bis 10. Mai müssen die schon ziemlich erstarkten Salatpflanzen bereits behackt und gejätet worden sein und es folgt dann das Legen der

Gurkenkerne in eine mitten im Beet gezogene, etwa 5 Ctm. tiefe Rille, je 10 bis 12 Ctm. von einander entfernt, und zwar ohne alle Beimischung von Humuserde oder verrottetem Dünger. Die ganz trocken eingelegten Kerne bleiben, ohne begossen zu werden, so lange liegen, bis die bereits im Steigen begriffene wärmere Temperatur und etwas Regen sie zum Keimen bringen. Sollte dieser Regen, was jedoch nur selten der Fall, gar zu lange ausbleiben, so übergieße man die Saatkurche ein oder zwei Mal bis zum Keimen der Kerne mittelst der Brause.

Die bis zu Ende Mai aufgekommenen Gurkenpflanzen werden nun gemeinschaftlich mit dem nun schon ziemlich starken Salat leicht behackt, gejätet, und nach Bedürfnis, wo sie zu dicht stehen, ausgehoben und an einer zufällig leergebliebenen Stelle mit dem vollen Ballen eingepflanzt, so daß nunmehr der Zwischenraum zwischen je 2 Gurkenpflanzen 50 Ctm. beträgt. Kurz darauf beginnt man mit der Salaternte; nach derselben aber behackt man das ganze Beet oberflächlich und reinigt es von Strunken und Blattresten. Bei dieser Gelegenheit wird auch die Erde etwas an die Gurkenpflanzen herangezogen. Das Begießen soll nur ausnahmsweise und in höchst dringenden Fällen vorgenommen werden. Sobald aber das Erdreich durch einen stärkeren Regen fest geworden ist, so wird es auf 5 Ctm. Tiefe gelockert. Durch die Einzelstellung der Pflanzen, verbunden mit sorgfältiger Lockerung und Reinhaltung des Bodens, ist der Luft, Wärme und Feuchtigkeit der ungehinderte Zutritt in den Boden vollkommen gesichert, und die natürliche Folge davon ist, daß die über alle Erwartung stark sich ausbreitenden Gurkenpflanzen in wenig Wochen die Beete vollends überdecken. Alle die reichen Seitentriebe aber, wenn man gelegentlich etwas nachhilft, sind einander durchaus nicht im Wege, und man kann ungehindert zwischen ihnen arbeiten und die Früchte abnehmen.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß sich diese Methode in den kälteren Gebirgslagen, in denen der Sommer bedeutend kürzer und die Nachfröste oft noch im Mai die Gurkenpflanzung zerstören würden, nicht anwenden läßt. Hier wird man nicht umhin können, die Aussaat Anfang Mai einzeln in kleine Blumentöpfe vorzunehmen und dieselben im Mistbeet oder warmen Zimmer so lange zu lassen, bis keine Fröste mehr zu befürchten sind, also etwa bis Anfang Juni. Erst in dieser Zeit, selbst wenn sie schon Blüten angefetzt haben sollten, werden sie mit dem Erdballen ausgepflanzt und weiterhin in der vorher beschriebenen Weise behandelt.

Keine Wahl.

Erzählung von Ludwig Habicht.

Verfasser der Romane: „Auf der Grenze“, „Der rechte Erbe“.

Es ist sehr hübsch, mehrere Häuser zu besitzen, im Kasten zahllose Aktienpapiere zu haben und nun seine ganze Thätigkeit auf das Miethe-einnehmen und Kuponabschneiden zu beschränken, und doch, wie viele dieser Unglücklichen schleppen ein Dasein hin, um das sie wahrhaftig der ärmste Arbeiter nicht zu beneiden brauchte.

Man hat einen ungeheuren Haufen Geld zusammengeschart, oder noch bequemer, es sich von den lieben Eltern zusammenscharren lassen, und nun es darauf ankommt, aus dieser vortheilhaften Lage einen wahrhaften Genuß zu ziehen, wissen diese Leute weder mit dem angehäuften Gelde, noch mit sich selber etwas anzufangen, langweilen sich tödlich auf ihren vollen Kästen, ärgern sich entsetzlich über den Verlust von einem Silbergroschen und bleiben inmitten dieses Reichthums so bettelarm, daß sie wahrhaftig jeder bemitleiden möchte, der ihr trostloses Hindämmern genauer kennt.

Es genügt nicht allein, seinen Kindern viel Geld zu hinterlassen, sondern auch das Talent und die Einsicht, von diesen metallenen Schätzen den vernünftigsten Gebrauch zu machen und dazu gehört, daß den lieben Sprößlingen gelehrt wird, wie sie auch ihr Herz und ihren Geist fortwährend bereichern können, damit sie zuletzt wirklich die so schwere Kunst verstehen, ohne jeden Ansporn, ein müßiges Leben zu führen.

Fritz Bölkner war ebenfalls das bedenkliche Glück zugefallen, einen großen Reichthum zu besitzen, den er sich nicht durch eigene Arbeit erworben und den er deshalb auch niemals wahrhaftig schätzen gelernt hatte. Er fand es ganz selbstverständlich, daß ihn das Schicksal so weich gebettet und fühlte nicht einmal im Vergleich mit tausend anderen das Behagen seiner sorgenfreien Lage. Im Gegentheil hatte er alle Ursache, mit seinem Geschick unzufrieden zu sein. Der Vater war in seiner Jugend als armer Hausknecht nach Berlin gegangen, hatte sich dort durch Glück und Fleiß, später durch allerhand Wuchergeschäfte und furchtbare, schmutzige Knauferei ein sehr bedeutendes Vermögen zusammengesammelt und war zum Verdruß des Sohnes erst gestorben, nachdem Fritz bereits das dreißigste Jahr erreicht und mit Ungeduld auf das weit frühere Ableben des „Alten“ gewartet hatte.

Zwischen dem Vater und seinem einzigen Sohne, hatte ohnehin nie ein zärtliches Verhältnis bestanden. Der alte Bölkner war froh, daß ihm seine in der Provinz zurückgebliebene Schwiegermutter den Jungen abnahm und für seine Erziehung sorgte, wenn sich ein solches Wort in diesem Falle überhaupt anwenden ließe.

Fritz war bei seiner Großmutter wild aufgewachsen; — die alte Frau hatte Besseres zu thun, als sich um ihren Enkel zu kümmern, sie mußte einem bedeutenden Kramgeschäft allein vorstehen und natürlich bestand all ihre Liebe darin, daß ihr Enkel nirgends mit Hand anlegen durfte und sich auf seine Weise langweilen oder amüsieren konnte, je nach seiner Wahl.

Das phlegmatische Temperament Fritzens neigte mehr zu der ersteren Lebensauffassung; sie kostete wenigstens nicht soviel Anstrengung, obwohl er in der That oft nicht wußte, wie er den lieben langen Tag hinbringen sollte.

Der alte Bölkner kümmerte sich nicht weiter um seinen Sohn; er war glücklich, daß er ihm gar nichts kostete und die Schwiegermutter ihm niemals mit dem Wunsche um eine Beisteuer lästig fiel; er konnte damit ein hübsches Sümmchen ersparen; — wie viel seinem Sohne dabei verloren ging, daran dachte er nie. Und doch liebte er ihn, ja soweit in seinem versteinten Herzen überhaupt noch ein Gefühl auftauchte, gehörte es seinem theuren Fritz. Ihm einmal ein hübsches Vermögen zusammenzuscharren, das seine Zukunft sicherte, war ja das Ziel seines eifrigen und rastlosen Strebens und Erwerbens. Daß er in dieser Weise seinem Sohne die Grundlage jedes wahren und echten Lebensglücker, die in einer tüchtigen Geistes- und Seelenbildung allein besteht, in rücksichtsloser Beschränktheit entzog, fiel ihm gar nicht ein. Er glaubte, wie viele Eltern, daß er mit der Erwerbung eines vollen Geldsackes dem geliebten Sohne das Universalmittel hinterlassen werde, das vor jedem Uebel, vor jedem irdischen Unglück schützt. Und doch braucht der junge Erbe in unseren Tagen vor allen Dingen auch noch

soviel Einsicht und Verstand, um das mühelos überkommene Gut auch zusammenzuhalten.

Deshalb lachte und darbt der alte Bölkner so viel zusammen, als irgend möglich; er ließ sich keine Mühe und Anstrengung verdrießen, sein Vermögen zu vergrößern und als er endlich starb, war sein Sohn Besitzer von vier stattlichen Häusern der Residenz, die allein schon eine so bedeutende Rente abwarfen, daß Fritz ein gemachter Mann war, aber dazu kam noch ein Kasten voll Aktien, die vollends dem jungen Erben ein mehr als behagliches Dasein sicherten.

Fritz Bölkner verließ seine Großmutter und ihren Kramladen in der Provinz, um künftig den Berliner Rentier und Hausbesitzer zu spielen. Er hatte mit Sehnsucht auf diese Stunde gewartet und die Nachricht von dem Tode seines Alten entlockte ihm nicht eine einzige Thräne, obwohl er ihm auf dem Kirchhofe ein großartiges Denkmal setzen ließ und darauf in goldenen Lettern seinen heißen Schmerz um den zu früh Verstorbenen Ausdruck ließ.

Hatte doch Fritz seinen Vater nie ordentlich gekannt und sich auch nie recht mit ihm vertragen. Wenn er einmal in die Residenz zum Besuch kam, schien der Alte zwar sehr erfreut, daß sein Junge ein stattlicher Bursche zu werden versprach, aber bald zeigte er sich unzufrieden über den entsetzlichen Müßigang seines Fritz, der während seines Besuches nicht die geringste Neigung zeigte, seinem Vater an die Hand zu gehen und der alte Bölkner war immer froh, wenn er den „faulen Strich“, wie er ihn nannte, wieder los wurde.

Jetzt endlich war Fritz Bölkner sein eigener Herr; — er brauchte gar nichts zu machen, wenn er nicht das Kuponabschneiden und das Hintrickeln der Miethsquittungen für eine Arbeit hielt.

Der junge Mann hatte sich äußerlich rasch entpuppt und die Provinz völlig abgestreift.

Sein Vater war in der Kleidung über den Hausknecht niemals hinausgekommen und noch als reicher Hausbesitzer gern in Holzpanzertoffeln und Drillschjake herumgelaufen, um so größere Sorgfalt wandte Fritz auf seine Toilette. Er kleidete sich nach der neuesten Mode, hatte die gesuchtesten Schneider und Schuster für sich gewonnen und sein ganzes Aeußere verrieth den Mann, der nach dem Preise einer Sache nie ängstlich zu fragen brauchte. Auch liebte er es, seinen Reichthum zur Schau zu stellen, soweit es ohne große Uebertreibung möglich war. An seinem Finger funkelte ein kostbarer Brillantring und seine Busennadel zeigte einen Diamant von ziemlichem Werth. Natürlich fehlte auch eine prächtige Uhr mit schwerer, goldener Kette nicht.

Genug, Fritz Bölkner hatte es verstanden, aus dem Sohn der Provinz, der nachlässig und unärmlich in einem schmutzigen Kramladen gehockt, einen Gentleman zu machen, dessen äußere Erscheinung in der besten Gesellschaft nicht den mindesten Anstoß erregen konnte.

Auch seine Manieren ließen nicht viel zu wünschen übrig, er konnte zwar nicht ganz den Provinzler verleugnen, — eine gewisse Befangenheit, ein schüchternes, blödes Auftreten war ihm geblieben; aber gerade damit machte Fritz Bölkner auf Viele den Eindruck eines bescheidenen anspruchlosen Menschen und bis zu einem gewissen Grade hatten sie Recht.

Nach einem zweijährigen Aufenthalt in der Residenz mochte der dreißigjährige Mann wohl selbst fühlen, daß seine Erziehung eine sehr mangelhafte gewesen.

Durch seinen Reichthum, den Besitz seiner vier Häuser, kam er mit einer Menge Menschen in Berührung, die ihn alle in geistiger Beziehung überragten. Sie wußten so viel und er fast gar nichts. Wenn sie mit ihm eine Unterhaltung über die verschiedenartigsten Dinge anknüpften, kam es ihm plötzlich zum Bewußtsein, wie viel — er nicht gelernt hatte. Die Leute interessirten sich für alles, für die verschiedensten Gegenstände, für Politik, Literatur, Kunst, Philosophie, sprachen mit ihm darüber, in der Voraussetzung, daß er als gebildeter, junger Mann über das Alles „au fait“ sei und er hatte Mühe und Noth, ein paar nichtsjagende Worte hinzuwerfen, um seine geistige Blöße, wenn irgend möglich, etwas zu verdecken.

Diese Unwissenheit all den Leuten gegenüber, mit denen er in Verkehr trat, machte ihn äußerst schüchtern und schweigsam und gab ihm damit den Anstrich großer Bescheidenheit.

In der Provinz, besonders in einer kleinen Stadt, würde er seine geistige Armuth niemals gefühlt haben; dort hätte er den Geldproben ungeschert herauskehren können und man würde seinem Reichthum den nöthigen Respekt erwiesen, jedes seiner Worte, selbst die dümmste und albernste Aeußerung bewundert haben, denn sie kam ja aus dem Munde eines Mannes, der durch sein Vermögen, ein paar hunderttausend Thaler, Allen imponirte; in der Hauptstadt dagegen fiel der Reichthum Fritz Bölkners nicht so ins Gewicht; es gab da viel, viel Reichere, und dadurch kam der junge Rentier niemals dazu, sich gehörig aufzublähen, wie es Leute in einer kleinen Stadt fertig bekommen, die durch den Besitz von ein paar Tausenden sich weit über die Menge erhaben dünken.

In der Residenz fühlte er selbst Handwerkern und Arbeitern gegenüber seine Unwissenheit. Sie hatten in den vielen Vereinen durch den vielseitigen Verkehr manches gelernt, was ihm völlig unbekannt geblieben war, genug, er hatte überall das niederdrückende Bewußtsein, daß sein Vermögen hier nicht die Geltung fand, die er erwartete. Trotzdem konnte er sich nicht mehr von der Hauptstadt trennen. Das bunte Leben und Treiben Berlins gefiel ihm, und er dachte mit Entsetzen an jene Zeit zurück, wo er sich so schrecklich gelangweilt und dafür nirgends ein Heilmittel gefunden hatte. Hier winkten ihm jedoch allerhand Zerstreuungen, die ihm über jede müßige Stunde hinweghalfen und er war reich genug, um sich selbst das Auffuchen des Vergnügens bequem zu machen.

Ganz spurlos war auch schon an seinem innern Menschen der Aufenthalt in der großen Stadt nicht vorübergegangen. Der Besuch von Theatern, Vorlesungen, der Verkehr mit all den gebildeten Leuten, die er kennen gelernt, hatte etwas an ihm herumgeschliffen und bei der nöthigen Vorsicht konnte er schon über manches mitreden, obwohl er bei passenden Gelegenheiten den aufmerksamen Zuhörer vorzog.

Eigenthümlich genug war es bisher dem jungen Rentier nicht gelungen, bei Damen Eindruck zu machen.

Man konnte freilich Fritz Bölkner keinen hübschen Mann nennen er war kaum mittler Größe, neigte schon zur Wohlbeleibtheit und sein dicker, runder Kopf mit den stark hervortretenden Backenknochen, seine kleinen, etwas verschwommenen Augen, die großen Hände und Füße, das Alles gereichte seiner Erscheinung nicht gerade zur Empfehlung; aber der kleine dicke Herr verfügte über ein Vermögen von mehreren Hunderttausenden — seine zukünftige Frau konnte rüchhaltlos den größten Luxus treiben und doch hatte Fritz bisher bei Damen wenig Glück gehabt.

Wenn er sich freilich begnügt hätte, einer armen Näherin den Hof zu machen, so würde diese gewiß mit beiden Händen zugeworfen haben; aber sein Ehrgeiz ging höher, — er suchte eine Lebensgefährtin, die ihm schon durch Geburt und Bildung imponiren konnte. Vermögen kam gar nicht in Betracht und trotzdem war es ihm nicht gelungen, die „Rechte“ zu entdecken.

Bielleicht lag es zum Theil an seinem Phlegma und an seiner Blödigkeit, die er aus der Provinz mitgebracht hatte, daß er überhaupt mit Damen so wenig in Verkehr trat und wohl auch an seiner Unbeholfenheit, die er dann verrieth, wenn er wirklich einmal mit gebildeten jungen Mädchen in Berührung kam. Noch ehe sie wußten, daß er ein reicher Herr sei und eine Frau mit ihm sein Glück machen könne, hatten die jungen Damen den schwerfälligen, gutmüthigen Tölpel so lächerlich gefunden, daß hinterher sein Vermögen auf sie keinen rechten Eindruck mehr machen konnte.

„Wegen Mangel an Damenbekanntschaften“ sich in die Zeitung zu setzen, dazu hatte Fritz Bölkner ebenfalls noch nicht den Muth gehabt. Er fürchtete auf „diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege“ die Zielscheibe aller möglichen Neckereien zu werden, wie er dies mannichfach gehört, und so blieb ihm nichts weiter übrig, als es dem Zufall zu überlassen, der ihm auf diesem gewöhnlichen oder auch recht ungewöhnlichen Wege eine Lebensgefährtin zuführte.

In neuester Zeit war der Wunsch nach einer Verheirathung stärker als je in ihm geworden. Er hatte sich wohl in einem seiner Häuser auf das Bequemste und Elegante eingrichtet, sich nach Möglichkeit auf einen vornehmen Fuß zu setzen gesucht und mit einer stattlichen Dienerschaft umgeben; aber das Behagen, das er sich davon geträumt, hatte er doch nicht. Im Gegentheil wurde ihm seine Haushaltung die Quelle beständigen Verdrußes.

Nichts bewegte sich im ruhigen Geleise. Seine alte Haushälterin zankte sich täglich mit der Köchin und dem Stubenmädchen, der Bediente beklagte sich über die drei Kolleginnen zusammen und er sollte beständig schlichten und die erhitzten Geister auseinanderhalten. Und trotzdem er vier Leute zu seiner Bequemlichkeit in Sold genommen, wurde er dennoch schlecht bedient. Nur eine Hausfrau konnte in dies Chaos Ordnung bringen.

Sein Beruf als Wirth von vier Häusern gestattete ihm manchen Einblick in das Familienleben und er war endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß selbst der ärmste Handwerker, trotz aller Kummernisse und Sorgen, mit seiner Frau und seinen Kindern ein weit glücklicheres und behaglicheres Leben führte, als er mit seinen fremden Dienstboten.

Deshalb sah er keine andere Wahl, wenn er es eben so gut haben wollte, als sich rasch zu verheirathen, ehe ihn das Schicksal zu den unverbesserlichen alten Junggesellen warf.

Seine Pflicht als Wirth führte ihn zuweilen und wenn nicht eher, doch an den Quartaltagen in seine drei übrigen Häuser und dabei hatte er die Bekanntschaft eines alten Majors gemacht, der ihm durch seine militärische Barschheit und Energie sehr zu imponiren und manche Konzeßion von ihm zu erringen gewußt hatte.

Der alte Krieger kümmerte sich wenig um die strengen Paragraphen seines Miethskontraktes; er hielt gegen alle Vorschrift einen großen Hund, ließ in seiner Küche waschen und beachtete so wenig all die zohlllosen Verbote seines Kontraktes, daß man wohl sah, für ihn war er nichts anderes als ein geschriebenes Stück Papier.

Bei jedem andern Hausbesitzer würde der alte Major von Degenschmidt sich längst durch sein verfassungswidriges Auftreten eine Exmissionsklage zugezogen haben; aber Fritz Bölkner war ohnehin keine allzustreiftfertige Natur und ein Berliner Hauswirth, wie sie schon längst zu den Seltenheiten gehören, dazu kam, daß ihm der alte Bramarbas gewaltig imponirte; es war unmöglich, dem alten Herrn etwas abzuschlagen, wenn er mit seiner Stentorstimme einen Wunsch aussprach und die grauen, stark umbuschten Augen dabei so durchbohrend auf ihm ruhten. Und wenn der alte Major noch mehr gefordert hätte, als ein Umsetzen des Ofens oder eine neue Tapezierung irgend eines Zimmers, er würde kein Anverlangen bewilligt haben, denn der alte Herr verlangte das alles in einer so bestimmten Weise, die gar keinen Widerspruch zuließ und wenn sich Fritz hinterher auch selbst „bofte“ über seine Schwäche und sich vornahm, ein andermal dem Major wegen seiner ewigen Quengereien gründlich die Meinung zu sagen, — sobald er dem alten Schnaubbart gegenüberstand, verlor er doch seine sichere Haltung und bewilligte alles.

Durch die außerordentliche Nachgiebigkeit des Rentiers war zwischen dem Miether und seinem Hauswirth mit der Zeit ein recht gutes Verhältnis entstanden.

Der alte Major hatte sich viel zu sehr in der Welt herumgetummelt, um nicht die Vorzüge seines jetzigen Hauswirthes anzuerkennen. Wie oft war er mit diesen modernen Raubrittern, wie er sie nannte, zusammengerathen; selten hatte er in einer Wohnung länger als ein halbes Jahr rasten können, dann brach gewöhnlich der Konflikt aus, der in der Regel zum Nachtheil des alten Herrn endete, weil er sich, wie ein reaktionärer Heißsporn, allzulehn über alle Paragraphen der Miethvereinbarung hinweggeschwungen.

Erst mit dem Rentier Bölkner kam er in ein leidliches Einvernehmen und deshalb schätzte er den Mann, der es sich nicht herausnahm, ihn in seiner freien Willensäußerung zu hindern, ja er zeigte ihm ganz augenscheinlich eine gewisse Sympathie.

Resolute, kräftige Charaktere verkehren am liebsten mit weichen, süßsamen Menschen, und der alte Major von Degenschmidt mußte sich selbst sagen, daß sein Hauswirth äußerst traitabel sei und daher zeigte er gegen seinen Wirth ein rauhes, aber herzliches Wohlwollen.

Wenn sich Fritz Bölkner bei ihm einfand, dann setzte ihm der alte Herr stets ein Glas Wein vor; — freilich nicht von der besten Sorte; — und unterhielt sich mit ihm oft ein paar Stunden.

Der Major konnte dann, trotz seiner militärischen Schroffheit, recht gemüthlich sein, und der Rentier fühlte sich bald zu dem Manne hingezogen, der mit ihm in seiner verben, rücksichtslosen Weise zwar keine großen Umstände machte, aber dennoch für ihn eine redliche Theilnahme an den Tag legte.

Mit den besonderen Verhältnissen seines Wirthes war der Major allmählich auch bekannt geworden und gewöhnlich kam er Schlusse jeder Unterhaltung auf die Frage zurück: „Aber, lieber Herr Bölkner, warum heirathen Sie denn nicht endlich? Sie brauchen nothwendig eine Frau.“

Endlich raffte sich der Rentier einmal zu der Antwort auf: „Aber Herr Major, Sie rathen mir immer zum Heirathen und haben sich selbst davor gehütet.“

Da lachte der alte Herr, daß ihm der weiße Schnurrbart wackelte: „Wer hat Ihnen denn gesagt, daß ich unverheirathet gewesen? Ich hab sogar noch den lebendigen Beweis dafür, daß ich seiner Zeit mein Ehejoch redlich geschleppt, und schon in den nächsten Tagen kommt mein Töchterchen zu mir.“

Bölkner starrte so verwundert drein, daß der Major in ein noch kräftigeres Lachen ausbrach:

„Sehen Sie mich immer ganz versteinert an, es ist doch so. Meine Frau hat mir nur dieses einzige Mädel hinterlassen, der Zunge starb mir leider viel zu früh; was sollte ich alter Knabe mit dem kleinen Dinge anfangen? Ich gabs in eine Pension; jetzt ist sie nun endlich mit Vernen fertig, und ich will versuchen, wie lange ich mit ihr auskommen werde.“

„Da erzählen Sie mir ja ganz was Neues, Herr Major“, sagte Fritz, der sich von seinem Staunen noch nicht erholen konnte; aber es kam ihm zu sonderbar vor, daß der alte bärbeißige Herr eine Tochter haben sollte.

Dieser schien heute von ungewöhnlichem Mittheilungseifer beseelt, denn er entgegnete sogleich:

„Na, wir sind gerade nicht auf das Thema gekommen; aber das Mädel ist wirklich da, sie hat mir schon ihre Photographie geschickt, die müssen Sie sehen,“ und der Major ging sogleich an seinen Schreibtisch und nachdem er genug darin herumgekrämt, brachte er endlich das kleine Bild zum Vorschein.

„Wie finden Sie meine Selma?“ fragte er sogleich, indem er Fritz die Photographie überreichte, und noch ehe dieser sich auf eine Antwort besinnen konnte, fuhr der alte Herr lebhaft fort: „Es ist zwar meine Tochter und da sollte man kein Narr sein, aber wenn sie in Wirklichkeit so ist, wie dort auf dem Bilde, na, dann kann sie sich am Ende mit ihrem Lärchen sehen lassen.“

Rentier Bölkner schaute auf die Photographie mit einem Entzücken, für das er keine Worte fand. Das war das schönste Mädchen, das er je gesehen! Welch wunderbar große Augen schlug sie vor ihm auf, wie regelmäßig war das edle Antlitz, wie lähn geschwungen die Nase und wie fein und grazios der liebliche Mund, dazu eine volle, fast üppige Erscheinung. Ja, das war die Frauengestalt, wie sie ihm stets in seinen Träumen vorgeschwebt und wie er sie in Wirklichkeit bisher nicht gefunden. —

„Nicht wahr, ganz häßlich ist die Kleine nicht?“ fragte der Major von neuem, als Fritz noch immer schweigend die Photographie in den Händen hielt und sein Blick wie gebannt darauf ruhte.

„Nicht häßlich?!“ rief der Rentier in einer leidenschaftlichen Erregung, wie er sie noch nie gekannt. „Ihr gnädiges Fräulein ist wunderschön!“ und er konnte sich noch immer nicht von der Photographie losreißen.

(Fortsetzung folgt.)

Bermischtes.

* Der Deutsche hält viel auf die Füße. Wenn er sich nach dem Befinden eines Freundes erkundigt, so sagt er: Wie steht's? Ist er mit jemand in freundschaftlichen Verhältnissen, so sagt man: Er steht mit diesem oder jenem auf freundschaftlichem Fuße; im Gegentheil sagt man: die zwei leben auf gespanntem Fuße. Für das Geld hat man einen Müßfuß; für das Längenmaß benützt man ebenfalls den Fuß und ein Fuß breit und ein Fuß lang ist ein Quadratfuß. Auch dem Berge leihet der Deutsche einen Fuß; denn er sähet nur bis zum Fuße des Berges. Von dem Schwerkranken sagt man: Ach, er steht schon mit einem Fuße im Grabe! Macht jemand viel Aufwand, so sagt man: Er lebt auf großem Fuße; treibt er's aber zu arg, daß sein Eigenthum sehr verschuldet ist, so steht er mit seinem Eigenthum und seinen darauf gesetzten Noten auf schwachen Füßen und dieser Umstand hat schon manchen Hahnsfuß zur Verzweiflung gebracht. Einen leichtsinnigen jungen Mann nennt man einen Leichtfuß. Vom Freier sagt man: Er geht auf Feiersfüßen. — Selbst die Beispiele sind bei den Deutschen süßig; denn der Sohn läßt sein Vertragen auf das Beispiel seines Vaters, so wie die gute Tochter in die Fußstapfen der tugendhaften Mutter tritt.

* Ein Engländer und ein Deutscher stritten auf einem Schiffe über die landesübliche Art des Faustkampfes bei jeder der beiden Nationen. — Der Engländer behauptete, daß das Bogen doch jeder anderen Art eines solchen Kampfes vorzuziehen sei, und um sogleich den Beweis zu führen, versetzte er dem Deutschen einige tüchtige Bogenschüsse. Unser Landsmann, darüber aufgebracht, meinte, daß ein solcher vorläufiger Beweis zu weit ginge, und versetzte dem Engländer eine Raufschelle, die ihn aus dem Gleichgewicht brachte. „Auch nicht übel!“ sagte der Engländer pflegmatisch.

* Schämen Sie sich zu betteln! fuhr Jemand einen Handwerksburschen an. Was sind Sie denn eigentlich? — „Reichsmünzensammler!“

* Die unselig schreibselige Landesgerichtspräsidentin Zauke, die vom Potsdamer Landgericht zu 4 Monaten Gefängniß verurtheilt worden ist, hat Revision eingelegt. Sie kommt damit dem Publikum zu Hilfe, welches ruft: mehr Licht! Die Kosten des Prozesses betragen 25 000 Mark und fallen ihr zur Last.

Tages-Kalender.

Königliches Amtsgericht. Geschäftszeit von früh 8—12 Uhr und von 2—6 Uhr Nachm.

Königliches Untersteueramt. Geschäftszeit von früh 8—12 Uhr und von 2—5 Uhr Nachm.

Kais. Post- und Telegraphenamt. Geöffnet Wochentags Vorm. 8—12 Uhr u. Nachm. 2—7 Uhr; Sonntags von Vorm. 8—9 Uhr, Mittags 12—1 Uhr und Nachm. 5—7 Uhr.

Postfahrten nach Dresden früh 6 Uhr und Mittags 12 Uhr; nach Roffen Nachm. 1/2 5 Uhr.

Raths- und Standesamts-Expedition. Geöffnet von Vorm. 8—12 Uhr und Nachm. 2—6 Uhr.

Die Sparkasse ist geöffnet Dienstags und Freitags (Feiertage ausgenommen) von früh 8—12 Uhr u. 2—4 Uhr Nachm.; außerdem jeden letzten Sonntag im Monat Nachm. von 2—4 Uhr.

Die Stadtkämmerei ist geöffnet Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von Vorm. 8—12 Uhr u. Nachm. 2—4 Uhr.

Die Vorschusskasse expedirt an jedem Wochentage von Vorm. 8—12 Uhr und Nachm. von 2—6 Uhr.

Omnibusfahrten nach Dresden. Bote Ischner Montags u. Freitags früh 7 Uhr. Bote Herrmann jeden Tag früh 7 Uhr.

Abgang der Eisenbahnzüge

von Tharandt (Richtung Freiberg-Chemnitz) Vorm. 6³⁰, 9⁴⁴, Mitt. 12³⁶, Nachm. 3³³, 7³⁷, 9³⁷.

Von Tharandt nach Dresden (Linie Reichenbach-Dresden-Görlitz) Vorm. 6⁴, 7³², 11¹⁰, 11⁴⁰, Mitt. 2¹, Nachm. 3³², 5⁴⁰, 6⁵⁰. Ab. 8³⁰, 10²⁰.

Von Deutschewora (Richtung Leipzig) Vorm. 8³³, Mitt. 1⁹, Nachm. 3³², 6³⁴, Ab. 9²⁹ (letzterer nur bis Leisnig).

Von Dresden-Altsadt (Richtung Bodenbach) fr. 6, Vorm. 8³⁰, 9²⁰, Mitt. 12⁴⁵, 2¹⁵, Nachm. 4¹⁵.

Von Coswig nach Leipzig via Nies. Vorm. 6⁴³, 11⁵⁰, Nachm. 2⁴⁸, Ab. 7³⁸, 11¹², via Döbeln Vorm. 7³⁹, Nachm. 12¹⁸, 2³⁴, 5³⁸, 8³³.

Von Dresden-Neustadt nach Berlin via Röderrau früh 3⁴⁵, 8³⁵, Nachm. 2²⁰, 6²⁰, 7²⁰.

Von Dresden-Friedrichstadt nach Berlin Vorm. 6²⁰, 9³⁷, Nachm. 2³³, 7¹⁴.

Omnibuszüge der Berliner Bahn. Abfahrt von Niederwartha nach Dresden Vorm. 7¹⁰, 9³², Mitt. 1⁴¹, Nachm. 4³⁰, 7¹⁸.

**Ausstellung
der Gewinne**
im Kgl. Palais
am Taschenberg, II. Etage,
geöffnet von Morgens 10 Uhr
bis Nachmittags 4 Uhr.

Große Lotterie

des unter dem Präsidium Ihrer Majestät der Königin Carola
von Sachsen stehenden **Albert-Vereins**.
Hauptgewinne im Werthe von
Mark 20,000, 10,000, 6000, 4000, 3000,
2000, 1500, 1000.

Loose à 5 Mark
sind zu beziehen durch den
**General-Debit der Lotterie
des Albert-Vereins,**
A. MOLLING,
Herz. Sächs. Hofbanquier, Dresden.
u. den durch Plakate erkennlichen Verkaufsstellen.

Wasch-Kleiderstoffe.

Das Etablissement **Robert Bernhardt** hat in **Wasch-Kleiderstoffen** aller Art, entsprechend seinem großen Konsum, seinem umfangreichen Kundenkreis aus allen Gesellschaftsklassen, seinen großartigen Lokalitäten und seinem altbewährten Renommee, auch in diesem Jahre wieder eine ganz außerordentlich bedeutende Kollektion von Waschstoffen, vom einfachsten bis zum feinsten und apartesten Geschmack, zum Verkauf gestellt.

Die **Preise** sowohl für die billigen wie für die besten Qualitäten sind genau nach demselben billigen Satz kalkuliert, welchem das Etablissement **Robert Bernhardt** seine heutige Größe verdankt und dem es allezeit treu bleiben wird.

Das Etablissement **Robert Bernhardt** ist niemals auf einen Artikel allein angewiesen wie Spezial-Geschäfte, da seine tausend verschiedenen Genres ihm erlauben, jeden einzelnen durch die anderen übertragen zu lassen: **seine Preise müssen deshalb naturgemäß billig sein.**

Die **Verkaufs-Lokalitäten** des Etablissements sind die größten in ganz Deutschland und die einzigen der Neuzeit entsprechend eingerichteten in Dresden: sie bieten dem kaufenden Publikum jeden gewünschten Comfort.

Dem Etablissement **Robert Bernhardt** stehen, wie überall, so auch im Elsaß die ersten, größten und vortheilhaftesten Verbindungen zu Gebote und alle **Neuheiten** sind auf den Lagern des Etablissements jederzeit sofort nach deren Erscheinen ausgelegt.

Die neuesten **Pariser, Wiener und Berliner Modebilder** bieten den Damen stets Anhalt zum Arrangement ihrer Toilette und zeigen ihnen das Neueste auf dem Gebiete der Mode.

Satin pour robes,

bedruckt und gebeizt, das Großartigste, was jemals fabricirt ist, weich und glanzreich wie Seide, Muster von den ersten Pariser Künstlern entworfen und wunderbar schön ausgeführt.

Klein carrirt und im Pompadour-Geschmack, mit und ohne Galons, Grund: weiß, crème, hellblau, rosa und alle dunklen Farben, das ganze Meter zu 1 Ml. bis zu 130 und 140 Pf. für die elegantesten Dessins.

Bedruckte Köper,

hellgrundige, geblumte u. gestreifte Muster,
Ia. Qualität,
Meter 42 = Elle 24 Pf.

Satin pour robes,

einfarbig, alle Farben, beste Qualität des Elsaß, weich wie Seide,
das ganze Meter 105 Pfg.

Hochelegante Elsasser Prima-Cretonne,

dunkelgrundig, gedruckt und gebeizt, wasch- und farbenecht, nach **Pariser Modellen**,
Meter 85, 90, 95 Pf.

Cretonne Pompadour,

dunkelgrundige, geblumte Muster, ähnlich den feinsten Elsässer Cretonne und Satins,
Ia. Qualität,
Meter 45 = Elle 26 Pf.,
IIa. Qualität
Meter 38 = Elle 22 Pf.

Uni Cretonne,

mit aufgedruckter Spitzenante, in 2 Qualitäten, Meter 65 und 90 Pf.

Einfarbige Elsasser Prima-Madapolame, alle Farben,

Meter 70 Pf. = Elle 40 Pf.

Hellfarbiger

Hemden-Cretonne

in ganz neuen, eleganten und originellen Zeichnungen, das Meter 80 und 90 Pf.

Bedruckte Cattune,

Sekunda-Qualität, waschecht, in 80-100 Mustern, Meter 28, 32, 35 Pf.

Foulard

in seidenartigem Satin-Apprêt mit nachgeahmten feinsten Satin-Mustern auf dunklem Grund, das Meter 70 Pf.

Hellfarbiger Elsasser Cretonne zu Kleidern,

in reizend zarten Dessins, Meter 70, 80, 90 Pf.

Cretonne forte,

6/4 breit, starkfädig, vorzüglich zu Jacken, Schürzen und Hauskleidern, Meter 60 Pf.

Preise fest. Muster-Collectionen nach auswärts franco.

Robert Bernhardt,

Sammet-, Seiden- & Modewaaren. Größtes Manufacturwaarenhaus in Dresden.
(Gegründet 1865.) **Freiberger-Platz 24.** (Gegründet 1865.)

Zephir,

Von dem in Paris im Vorjahre mit so großer Vorliebe aufgenommenen, buntfarbig gewebten Baumwollstoff

„Zephir“

sind in diesem Jahre ganz neue, wunderbar schöne Caro-Dispositionen mit reizenden Effekten erschienen, welche den Mustern in Wollen-Cachemir täuschend ähnlich sind.

Der Stoff **Zephir** ist weich, schmiegsam und übertrifft an Wasch-Echtheit alle bedruckten Stoffe.

Das ganze Meter kostet von 90 Pfg. an bis zu 140 Pf.

Vorjährige Muster in allen Druck-Waschstoffen, welche für vielerlei Zwecke verwendbar, auch zu einfachen Kleidern, Jacken u. ganz ausgezeichnet sich eignen, werden 20-40 Pf. unter Preis verk.

— Anfertigung —
von
Preis-Couranten,
Rechnungen,
Circularen,
Empfehlungen,
Programmen,
Fest-Schönen,
Jahresberichten,
Schul-Zeugnissen,
Tabellen
jeder Art.

Buchdruckerei
von
H. A. Berger
in Wilsdruff.

Ausführung aller vorkommenden

== Buchdruck-Arbeiten ==
bei solidester und schnellster Bedienung.

— Anfertigung —
von
Geschäfts- & Adress-
Karten,
Brochuren,
Gelegenheits-Gedichten,
Brief-Couverts,
Quittungen,
Brief-Köpfen,
Statuten,
Formularen,
etc. etc.

Beilage

zu Nr. 34 des Amts- u. Wochenblattes für Wilsdruff.

Freitag, den 28. April 1882.

Tagesgeschichte.

Berlin, 24. April. Der Bundesrath nahm mit 36 gegen 22 Stimmen das Tabakmonopol an, die Anträge Bremens und Hamburgs wurden abgelehnt. Wie es heißt, haben die Bundesrathsausschüsse zum Monopolentwurf beschlossen, daß bereits bestehende Tabakfabriken, welche an die Monopolverwaltung übergehen, nach wie vor Kommunalsteuer zahlen, von der Monopolverwaltung neuerrichtete aber nicht; nach dem Entwurfe erhalten Personalentschädigungen: das technisch ausgebildete Hülfspersonal für Handel und Fabrikation, die technisch ausgebildeten Arbeiter über 20 Jahre alt, und Händler und Fabrikanten, welche das Geschäft vier Jahre vor Publikation des Gesetzes betrieben haben.

Die von den Tabak- und Cigarrenarbeitern in Leipzig ausgegangene Petition gegen das Tabakmonopol und gegen jede höhere Belastung des Tabaks hat nach dem der „Volks-Zeitung“ vorliegenden Verzeichniß in ganz Deutschland 78,300 Unterschriften gefunden. Es befinden sich darunter, wie in dem Verzeichniß genau angegeben ist, auch eine Anzahl von Konsumenten, vor Allem aus Bremen, wo man es für nothwendig erachtet hat, der Petition möglichst großen Nachdruck zu geben, doch figuriren, da man streng die Arbeiter bei der Tabak- und Cigarrenfabrikation getrennt hat, unter den Bremer „Konsumenten“ wohl eine sehr große Anzahl von Arbeitern, welche in der Tabakbranche Beschäftigung finden, und somit eigentlich nicht den Konsumenten zuzurechnen sind. Zieht man diejenigen, welche als Konsumenten die Petition unterzeichnet haben, von der Gesamtziffer ab, so bleiben 61,423 Tabak- und Cigarrenarbeiter, welche die Petition unterzeichnet haben.

Meiningen, 21. April. Die Handels- und Gewerbekammer des Kreises Meiningen sprach sich heute, nach einem gründlichen und interessanten Vortrag des Cigarrenfabrikanten Klimpel aus Salzmungen und auf dessen Antrag in erster Linie gegen das Tabakmonopol und gegen eine Erhöhung der Tabaksteuer, wenn aber völlige Sicherheit für Aufrechterhaltung des gegenwärtigen Sachstandes auf längere Zeit nicht verschafft werden könne, sondern bei Ablehnung des Monopols die Frage der stärkern Neubelastung des Tabaksbaues in ein neues Stadium treten sollte, für schleunige Einführung des Tabakmonopols aus, daß jedenfalls jeglicher Erhöhung der Tabaksteuer vorzuziehen sei, indem eine solche einer großen Anzahl von Fabriken den Todesstoß versetzen und ein Privatmonopol schaffen würde. In der mehrfach angekündigten öffentlichen Sitzung war — auch ein Zeichen der Zeit — ein einziger Zuhörer, ein höherer Staatsbeamter, anwesend.

Die „Südd. Pr.“ schreibt: „Sehr hübsch ist die Art, wie die Fortschrittspartei unausgesetzt die Tabakinteressenten für ihre Interessen zu gewinnen sucht; der neueste Akt des Herrn Eugen Richter enthält den unsferblichen Satz: „Was bisher aus den Kreisen der Tabakindustriellen an Geldmitteln für politische Parteizwecke aufgebracht wurde, ist nicht der Rede werth.“ Richter ist sonst kein Freund des Reichskanzlers, aber darin ist er mit ihm einverstanden, daß der Tabak „mehr bluten“ muß. Nur ist dabei ein Unterschied wahrzunehmen; der Kanzler will das „Blut“ des Tabaks in die Kasse des deutschen Reiches leiten, Richter in diejenige seiner eigenen Partei.“

Da Fürst Bismarck seine Rückkehr nach Berlin bis zum 1. Mai verschob, wird die Eröffnung des Reichstages durch seinen Stellvertreter, den Staatssekretär v. Bötticher, erfolgen. Die Eröffnung findet auch nicht im Schlosse, sondern im Sitzungssaale des Reichstages statt und die dabei zu verlesende Thronrede dürfte nach offiziellen Andeutungen hauptsächlich einen Hinweis auf nothwendigen Erweiterungen des finanzpolitischen Theiles der Botschaft vom 17. November v. J. enthalten.

Der feierliche Empfang des preussischen Gesandten von Schläger im Vatikan hat am 24., Vormittag 11½ Uhr, stattgefunden. Der Papst saß unter einem Baldachin und war von seinem ganzen Hofstaate, dem Majordomus, dem Ober-Ceremonienmeister, der Nobelgarde und der Palastwache umgeben. Der Gesandte überreichte seine Creditive mit einer offiziellen Ansprache. Der Papst gab in seiner Erwiderung der Freude über die Wiederanknüpfung der diplomatischen Beziehungen Ausdruck. Darauf wurden die Hoffstaaten entlassen und v. Schläger hatte sodann noch eine halbstündige Privataudienz beim Papste. Nach derselben stattete der Gesandte dem Cardinal-Staatssekretär Jacobini einen Besuch ab.

Wie dem „Berl. Tagebl.“ aus München berichtet wird, erregt daselbst die Verhaftung von vier Personen, wegen versuchten Landesverratheß ungeheures Aufsehen. Als Anstifter zu diesem Verbrechen gilt ein seit einiger Zeit in München lebender französischer Offizier, Baron Graillier, der von seiner Regierung beauftragt sein soll, sich in Besitz militärischer Geheimnisse von größter Wichtigkeit zu setzen. Seine Mitschuldigen sind ein Schweizer, namens Brunner und ein bayerischer Baron Kreittmayr. Dem bayerischen Leutnant Fleischmann wurden von Graillier 30,000 Mark für Herbeischaffung von Urkunden und Befestigungsplänen zugesichert. Der Offizier stellte sich anfangs willig, reichte aber sofort die Denunziation ein. Man schritt nun zur Verhaftung Grailliers, Brunners und des schwer gravirten Offiziers Kreittmayr sammt seiner Geliebten.

Aus Moskau sind nahe an tausend dort ansässige Juden in schonungslosester Weise ausgewiesen worden. Generalgouverneur Fürst Dolgoruky erklärte einer Deputation, daß er nicht helfen könnte, da er Weisungen habe. Dieser Tage kommen zweihundert städtige Familien aus Kischenev und Balta in Brody an; der Zuwachs wird dort täglich immer stärker, die Noth der Emigranten ist unbeschreiblich groß.

Die „N. fr. Pr.“ meldet aus Petersburg: Die Katastrophe in Balta übertrifft die vorjährigen Judenhegen bei Weitem. 6000 Familien mit 15,000 Köpfen sind allen Entbehrungen preisgegeben. Durch Verheimlichung des Glends wurden bisher Sammlungen vereitelt. Die Hauptschuld wird der lokalen Administration, die sich ohnmächtig erwies, zugeschrieben. Schleunige Justiz gegen die Exzedenten wurde durch kaiserlichen Befehl angeordnet und der Flügeladjutant Graf Kutaisow soll abermals die Ursache der Bewegung untersuchen. Das ist Alles. Die wahren Ursachen der Bewegung bleiben fortbestehen und äußern sich in den lokalen Verhältnissen. Ueberall herrscht Erregung unter den Bauern, die bestimmt erwarten, daß den Gutsbesitzern zu ihren Gunsten Land abgenommen wird. — Beunruhigende Nachrichten kommen aus den Ostseeprovinzen. In verschiedenen Gegenden des Flachlandes sind bedrohliche Gerüchte verbreitet, unter Anderen, daß die Dorfkirchen mittelst Dynamit in die Luft gesprengt werden sollen. Die Pastoren sehen sich genöthigt, den Gottesdienst unter freiem Himmel abzuhalten. — Die Mutter des verhafteten Bogdanowitsch Kobosow ist, wie nunmehr verlautet, eine geborene Fürstin Schachowskoj.

Waterländisches.

— Se. Majestät der König hat bei Gelegenheit Allerhöchstseines Geburtstages auch heuer wieder dem Sächsischen Militärvereinsbund eine außerordentliche Unterstützung von 600 Mark bewilligt.

— Am Sonntag Vormittag entstand im Tharandter Staatsforstrevier, in der Nähe von „Edle Krone“, ein Waldbrand, welcher circa 5 Hektar 10—20jährigen Bestand, sowie vom angrenzenden Privatrevier auf Somsdorfer Flur circa 1 Hektar 6—8jährigen Kiefern-, Fichten- und Birkenbestand vernichtet. Ueber die Entstehung ist z. B. nichts bekannt, doch scheinen Spaziergänger durch Wegwerfen von Feuer den Brand verursacht zu haben.

— Am 24. April hatte der allbeliebte Jüngling Max Veger aus Ullendorf mit dem Geschirr seines Großvaters, des Gutsbesitzers Döring daselbst, Sand nach Voctwen gefahren. Auf dem Heimwege sind ihm in der Nähe von Spittwitz wahrscheinlich die Pferde durchgegangen und er ist vom Wagen gestürzt. Man fand ihn, gefährlich am Kopfe verwundet, auf der Straße liegend und brachte ihn in die Wohnung seiner Großeltern. Ohne das Bewußtsein wieder zu erlangen, starb der Verunglückte nach 3 Stunden.

— Ueber den gegenwärtigen Stand der Saaten im Königreich Sachsen theilt die „Leipz. Ztg.“ Folgendes mit: Der in der Blüthe befindliche Raps steht überall sehr schön, hat mithin von den Nachfrösten in der ersten Hälfte des April nicht das Mindeste gelitten: Wintergetreide steht durchgängig außerordentlich schön; die Wägen, welche in demselben hier und da vorkommen, veranlaßt durch die Anzahl Wägen, sind von keiner wesentlichen Bedeutung. Die frühern Sommergetreidesaaten sind sehr schön aufgelaufen und erfreuen das Auge durch ihren prächtigen Stand. Der Klee hat sich gegen früher ziemlich erholt, läßt jedoch immer noch viel zu wünschen übrig; es würde damit noch weit schlechter stehen, wenn wir einen harten Winter gehabt hätten. Selbst die günstigste Witterung vermag die Schäden nicht zu heilen, welche die immer noch in Unmassen vorkommenden Wägen an ihm angerichtet haben. Uebrigens ziehen sich jetzt diese Rager aus den Kleeefeldern, wo sie den Nachstellungen der Raubvögel mehr ausgelegt sind, in das Wintergetreide, namentlich in den schon ziemlich hoch herangewachsenen Roggen zurück, wo man ihnen durch Fallen zc. nur schwer beikommen kann. Was die Obstbäume betrifft, so standen Kirsch- und Pflaumenbäume in voller Blütenpracht und verliehen der Landschaft einen unbeschreiblichen Reiz. Gelitten haben von den Nachfrösten nur Aprikosen und Pfirsiche, aber diese sehr bedeutend, sowie frühe Kirsch- in Thälern, wo sich die Blüthen schon sehr entwickelt hatten, doch ist bei den Kirsch- der Schaden nicht allzu erheblich, wenn man berücksichtigt, daß sich überhaupt nicht aus jeder Blüthe eine Frucht entwickelt, sondern daß eine große Zahl derselben abzufallen pflegt. Von dem Wein ist der frühe ebenfalls durch die Nachfröste mehr oder weniger geschädigt worden.

— Chemnitz, 26. April. Nach einer gestern bei der hiesigen k. Staatsanwaltschaft eingegangenen Verordnung des k. Justizministeriums hat sich Se. Maj. der König bewogen gefunden, die dem Fleischergehilfen Karl Theodor Türpe aus Limbach wegen Ermordung der 7 Jahre alten Lydia Clara Voigt in Mittelrohra zuerkannte Todesstrafe im Gnadenwege in lebenslängliche Zuchthausstrafe zu verwandeln. Es wird nunmehr unverzüglich die Ueberführung Türpe's in die Strafanstalt Waldheim erfolgen.

— In Rossen und Umgegend hat vor 30 Jahren die Bienenzucht einen großen Aufschwung genommen, und die Bienenzüchter zählten nach Tausenden. Vom Jahre 1852 an verlor ein Bienenzüchter nach dem andern seine Bienen, sodaß im Jahre 1860 nur noch wenige Stöcke übrig waren. Vergeblich suchte man die Ursache der Abnahme der Bienen zu ergründen; einem alten Imker ist es gelungen und hat er beobachtet, daß die Blüthen der Ebereschen, die seit jener Zeit dort mehrfach angepflanzt sind, den Bienen beim Genuße einen langsamen aber unausbleiblichen Tod bringen.

— Pirna. Die hiesige Stadtverwaltung hat beschlossen, die Verabreichung des Stadtgesenks an Durchreisende bis auf weiteres auszuheben. Von vielen Seiten wird dieser Beschluß freudig begrüßt, da derselbe uns von einer kostspieligen Maßregel befreit, welche das gewerbmäßige Landstreichertum großzieht, ohne dem Unwesen des Hausbettelns abzuhelfen. Ein guter Fußgänger schafft sich in unserer Gegend in einem Tage durch die Ortsbesuche eine Einnahme von 2 M. — gewiß eine Thatfache, die manchem Steinbrecher zu denken geben muß, der bei allem Fleiße oft nicht mehr als M. 1,50 unter

Aufopferung von Leben und Gesundheit sich erarbeiten kann. Als charakteristisch für das gewerbmäßige Landstreicherthum, von welchem auch unsere Gegend heimgesucht wird, wird aus guter Quelle folgende Episode mitgeteilt: Auf einer hiesigen Herberge ist erzählt worden, daß ein Bettler, der in einem Städtchen in unserer Nähe gegen die ihm von der Polizeibehörde auferlegte Strafe Einspruch erhob, in dem hiesigen Gefängnisse Stiefeln für seine unbelleideten Füße erhalten habe; — seitdem ist das Städtchen ein beliebter Ausflugsort für unsere Bagabunden, die nun das Beispiel des Fuchtsbruders nachahmen und deren Mängel in der Bekleidung wohl oder übel auf Staatskosten beseitigt werden müssen. Derartige Vorkommnisse werden allerdings sich wiederholen, so lange die Freiheitsstrafe bei zulänglicher Verpflegung und, was die Hauptsache, ohne strenge Arbeit als einziges Strafmittel gegen Bagabunden angewandt wird.

— Es ist nunmehr definitiv bestimmt, daß die Uebungen der Ersatzreservisten 1. Klasse im Bereiche des 12. (königl. sächs.) Armeecorps, und zwar für Diejenigen, welche zur ersten zehnwöchentlichen Uebung herangezogen sind, am 14. August d. J., und für Diejenigen, welche zu einer zweiten vierwöchentlichen Uebung einzuberufen sind, am 5. Oktober d. J. beginnen werden.

— Freiberg. In Naundorf hat sich am Freitag Vormittag ein schreckliches Ereigniß zugetragen. Die Tagarbeiterin K., welche im 37. Lebensjahre steht, lebte mit ihrem Halbbruder, dem Bergarbeiter F., seit circa 8 Jahren unter einem Dache. Kurz nach 8 Uhr Morgens wurde die K. von ihrem Bruder zum Krämer geschickt, der etwa eine Viertelstunde entfernt wohnt. Als sie ihre Wohnung verlassen, war der Bruder noch in derselben, ebenso wie ein kleiner, noch nicht ganz 1 Jahr alter Knabe, welcher noch vollständig gesund in seiner Wiege lag. Von dem Krämer nach etwa dreiviertel Stunden zurückgekehrt, fand sie die Wohnstube verschlossen und den Schlüssel dort, wo sie ihn zu verstecken pflegte wenn sie fortgingen. Als sie nun die Stubenthüre öffnete, sah sie ihr kleines Kind an einem Stricke am Ofen aufgehängt, bereits kalt und leblos. Auf dem Tische standen die Worte: „Lebt wohl“, von der Hand ihres Bruders geschrieben. Man vermuthete nun sogleich, daß Letzterer sich auch das Leben genommen haben würde, sie suchten und fanden ihn erhängt in lauernder Stellung auf dem Oberboden. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Bergarbeiter F. erst das Kind und dann sich selbst getödtet hat, und erblickt man die Ursache zu dieser That darin, daß er Tags vorher wegen Veruntreuung von Pulver aus der Arbeit entlassen wurde.

— Von Leipzig aus wird die Agitation gegen die Einführung des Tabakmonopols sehr kräftig geführt. Nachdem die Handelskammer in Vertretung des Großhandels ihr abfälliges Gutachten abgegeben hatte, hielten die dort sehr zahlreichen Tabak- und Cigarrenarbeiter mehrere Versammlungen ab, um gegen das Monopol zu protestiren. Damit begnügten sie sich aber nicht, sondern setzten eine erfolgreiche Agitation unter ihren Berufsgenossen in ganz Deutschland ins Werk und ihre Petition gegen das Tabakmonopol wie gegen jede weitere Zoll- und Steuererhöhung auf Tabak, hat bereits ohne Berlin und Hamburg 50 000 Unterschriften erhalten. Eine ähnliche Petition hat der „Verein Leipziger Kaufleute“ an die sächsische Regierung, wie an den Bundesrath und Reichstag gerichtet.

— Ueber den Aufschwung der Stickereiindustrie im Vogtlande wird fortwährend nur Günstiges geschrieben. Wer nur einigermaßen im Stande ist, sucht eine oder zwei Maschinen zu stellen. So stehen jetzt in Adorf, Klingenthal, Falkenstein, Schneeberg je 180, in Auerbach 160, in Plauen aber über 1400 Stickmaschinen. Auf den Dörfern und den angrenzenden Ortschaften Böhmens wird auch viel in dieser Branche gearbeitet.

— In den letzten Tagen ist der sozialistische Agitator Bebel von der Staatsanwaltschaft zu Dresden wegen des Vergehens der Majestätsbeleidigung in Anklagezustand versetzt worden. Bebel hat in einem Flugblatte, dessen ganze Auflage konfisziert wurde, sich in den stärksten Ausdrücken über das Sozialistengesetz, das vom Kaiser unterzeichnet ist, ergangen, und es hat gleichzeitig auch der Bundesrath, der sich ebenfalls beleidigt sieht, Strafantrag gestellt.

Vermischtes.

* In Wünschendorf bei Weida erschlug am 19. April ein Vater seinen Sohn im Zorn. — In Wüstfalle bei Gera ist eine Frau eingezogen worden wegen des Verdachts, daß sie ihr Kind hat verhungern lassen.

* Hirschberg. Der Buchdruckereibesitzer Pfund entdeckte am 17. d. M. spät abends einen Menschen an seinem Schreibpult, der ihm soeben eine Brieftasche mit 560 M. gestohlen hatte. Als der Dieb sich entdeckt sah, warf er einen Hammer nach Pfund, wobei er aber, ohne letzteren zu treffen, einen Spiegel zertrümmerte. Das Geschäftspersonal kam nunmehr dem Prinzipal zu Hilfe und nahm den Einbrecher fest. Bei seiner Verhaftung stieß derselbe, welcher sich in Verhör Gustav Richter nannte, schwere Verläumdungen gegen Herrn Pfund aus. Auch der letztere gab an demselben Abend seine Aussage ab. Der Vorfall hatte aber den älteren Herrn dermaßen alterirt, daß er am 18. früh in den Plüthen des Fadens seinen Tod suchte. In einem hinterlassenen Briefe bleibt Pfund auf seiner abgegebenen Aussage bestehen und bezeichnet die Verläumdungen des Einbrechers als schändliche Lügen. Den Tod will er nur deswegen gesucht haben, weil die an ihm verübte Schledhtigkeit ihm das Verweilen unter den Menschen verleihe.

* Karlbad. Am Sonntag vor 8 Tagen vergnügten sich zwei Bergleute, indem sie mit einem Revolver nach der Scheibe schossen. Hierbei entlud sich unversehens ein Schuß und die Kugel fuhr dem einen der Schützen in die Brust. Der Thäter holte sogleich einen Arzt herbei, ging dann aufs Gericht und stellte sich dem Richter. Es wurde sofort eine Untersuchung des Falles vorgenommen, da der Verletzte noch vernehmungsfähig war. Während war es, wie dieser um Schonung für seinen Kameraden, den er als ganz schuldlos bezeichnete, bat. Leider ist der Schwerverwundete, welcher eine Frau und 6 Kinder hinterläßt, seinen Leiden erlegen. Dieser Fall kann abermals als Warnung dienen für diejenigen, welche bei der Handhabung geladener Waffen die Vorsicht vergessen.

* Mann: „Weiß der Kukuf, wegen unseres Hausmädchens, der hübschen Karoline, hab ich nun schon sechs Kutcher fortschicken müssen!“ Frau: „Aber warum schickst Du denn die Karoline nicht fort?“

* In Kairo hat sich vor einigen Tagen, wie die dortigen Blätter melden, folgende pikante Affaire zugetragen: Die durch ihre seltene Schönheit allgemein bekannte sechzehnjährige Tochter eines griechischen Kaufmanns dieser Stadt machte eines Nachmittags in Begleitung ihrer Gouvernante und zwei ihrer Brüder eine Spazierfahrt vor die Stadt. Ihnen folgte bald eine Karosse, in der ein junger Mann mit zwei Dienern saß. Unterwegs verließ nun das junge Mädchen in Begleitung der Gouvernante den Wagen, um längs des Nilufers zu promeniren. Einige Minuten nachher verließ auch der junge Mann mit seinen Dienern die Karosse, worauf diese auf das Mädchen zueilten, daselbe an den Armen ergriffen und mit Gewalt in den Wagen trugen, der nun in Eile auf und davon fuhr. Der Vater des Mädchens avisirte sogleich die Polizei von dem Vorgefallenen, die noch am selben Abend die Geraubte in einem griechischen Kaffeehause, wo man sie verborgen hielt, auffand. Der Entführer war der in der Stadt residirende griechische Konsul.

* Ende Mai heißt's: Zum Himmel schauen wir hinauf! denn da ist der neue Komet auch für das unbewaffnete Auge sichtbar. Anfangs Juni wird er vollends eine großartige Erscheinung und vielleicht schon am Tage sichtbar. Am 8. Juni ist er nur 850 000 geographische Meilen von der Sonne entfernt und verschwindet dann allmählich wieder.

* Das Geburtstagsgeschenk. Eine hübsche junge Dame wurde in der Gesellschaft wegen ihres Stumpfnäschens geneckt. — „Nun ja,“ sagte sie, „die Façon gefällt mir auch grade nicht; aber es ist ein Geburtstagsgeschenk und da muß man es doch behalten.“

* Verzweiflung an Welt und Leben — wie viele Anlässe und Gründe hat sie, namentlich in einem wimmelnden Ameisenhaufen wie Berlin. Im März haben 50 Menschen jeden Alters, Standes und Glaubens ihrem Leben ein Ende gemacht im April sogar 63, also jeden Tag zwei Menschen. Es gab Tage, an denen 5—6 Leute durch eigene Hand endeten.

* Eine praktische Verwerthung von Cigarrenenden. Es ist, wie Jedermann weiß, noch gar nicht so lange her, daß man damit begann, die abgeschnittenen Spitzen der Cigarren zu humanitären Zwecken zu sammeln, seit jener Zeit ist aber in dieser Art der Industrie ein großer Fortschritt gemacht worden. In Frankreich hat sich an allen denjenigen Orten, wo Leute zusammenkommen, um zu rauchen, ein Industriezweig gebildet, der der Beachtung wohl werth sein dürfte. Man sammelt nämlich die in den Straßen und öffentlichen Orten achtlos fortgeworfenen Reste von Cigarren und Cigaretten, um sie an Gärtner und Hortikulturisten zu verkaufen, welche jene Reste der Tabakblätter zur Ausräucherung ihrer Gewächshäuser verwenden. Letzthin aufgemachte Statistiken haben gezeigt daß mehr als 500 Personen sich an der Ausübung der erwähnten Sammelbeschäftigung betheiligen und dabei auf einen Tagesverdienst von 4—5 Franks rechnen dürfen. Die Sammelnden beginnen ihren Rundgang meistens früh morgens und lesen alle Cigarrenenden auf, denen sie auf dem Pflaster der Hauptstraßen begegnen. Andere Personen haben einen Kontrakt mit dem Bedienungspersonal des Hotels und Klubs geschlossen und erhalten alle an jenen Orten fortgeworfenen Cigaretten- und Cigarrenenden gegen baare vorher festgesetzte Bezahlung. Alle diese Cigarrenüberbleibsel werden zunächst einem Prozeß unterzogen, der sie von aller Asche und jeglichem Staub, sowie von sonstigen Unreinigkeiten säubert, sodas nichts anderes als reine Tabakblätter übrig bleiben. Nunmehr wird das Produkt gewogen und zu einem Preise verkauft, der sich auf etwa ein Fünftel der seitens der Regierung für in ihren Fabriken angefertigte Cigarren und Cigaretten stellt. Das Resultat des Verkaufes dieser Tabakreste beläuft sich auf nicht weniger als 750 000 Franks, und ist das gewonnene Produkt zu Räucherungszwecken, zu denen es werden soll vollständig ausreichend, da seine Qualität dabei gar keine Rolle spielt. Daß diese von uns geschilderte Art der Industrie auch in andern großen Städten eine Zukunft haben dürfte, ist wohl kaum zu bezweifeln.

* Ein ungeheurer Justizirrtum. Vor neun Jahren wurde in dem unweit von Lanciano im Neapolitanischen gelegenen Dorfe Mozzagrogna der dortige Gutsbesitzer Antonio Vighela menschlings ermordet. Der Verdacht, diese Bluttat begangen zu haben, fiel auf den Nachbar des Ermordeten, Angelo Maria Zuccarini, der auch richtig, da die Aussagen einiger Zeugen diesen Verdacht noch bestärkten, zu lebenslänglicher Bagnohaft verurtheilt wurde. Der Unglückliche rannte nach Verleugung des Urtheils mit dem Kopfe an die Wand und wollte sich denselben zerschmettern, woran er jedoch von der Wache verhindert wurde. Vor einigen Wochen starb nun in diesem Dorfe ein Bauer und bald darauf auch dessen Gattin, die auf dem Sterbebette vor Zeugen aus sagte, daß ihr Gatte mit Hilfe seines Nachbarn Malatesta den Vighela auf Anstiften des eigenen Bruders Bernardino ermordet haben. Bernardino und Malatesta wurden jetzt zu zwanzigjährigem Bagn verurtheilt. Der unglückliche Zuccarini hat also acht Jahre unschuldig auf der Galeere geschmachtet.

* Es ist bekannte Sache, daß sich manche Handwerksburschen beim Bäcker für Bäcker, beim Fleischer für Fleischer und so weiter ausgeben, um ein größeres Geschenk zu erhalten. Wird nach ihren Papieren gefragt, so wollen sie dieselbe auf der Herberge liegen haben, erbitten sich zum Hohen, kehren aber nicht wieder. Kürzlich wurde in Gräfen- thal ein solcher Geschäftsreisender recht in die Enge getrieben. Zu einem Fleischer kommt ein schneidiges Handwerksburschen und „spricht das Handwerk an“. Nachdem er eine Gabe von 20 Pf. erhalten, fordert ihn der Meister auf, ein Kalb zu schlachten. Bleich und zitternd folgt er in den Hof, als ihm da das Messer gereicht wird, röhnt er: „Ich kann das Kalb nicht schlachten, ich bin ja — ein Schneider.“ Der gutmüthige Fleischermeister lachte und ließ den Helden ungehindert weiter ziehen.

Kirchennachrichten aus Wilsdruff.

Am Sonntag Jubilate predigt Vormittags Herr P. Winter aus Röhrsdorf.

Nach dem 2. Einlaute **Beichte** und nach der Predigt **Communio**.

Nachmittags 1 Uhr **Katechismusunterredung mit der konfirmiten Jugend**.